

Gott einen Ort sichern

Predigt zum 10-jährigen Kirchweihfest (nach der Gesamtrenovierung im Jahr 2012, Architekt John Pawson) in der Abteikirche von Pannonhalma, 27. August 2022

Einleitung: „Wie alt ist Gott und wo wohnt er?“ Kinder haben mich mit diesen beiden Fragen bei einer Visitation ordentlich herausgefordert. Als Antwort auf die erste Frage habe ich gesagt, dass Gott immer jung ist, weil er sich immer überraschen lässt, sich immer am Leben freut und nicht müde wird, sich um uns Menschen leidenschaftlich zu sorgen. Niemand hat ein größeres Interesse am Leben als Gott selbst. Das ist seine Jugendlichkeit. Die zweite Frage nach dem Ort Gottes in unserer Welt ist schwieriger zu beantworten. Sie stellt sich heute beim Kirchweihfest dieser uralten Abteikirche. Gott „wohnt“ überall, sonst wäre ein Ort seiner Schöpfung „gottlos“, was nicht vorstellbar ist. Wir brauchen die besonderen „heiligen Orte“, die wir mit Architektur, Kunst und Weihe markieren, um auszudrücken, dass die ganze Welt Gottes Wohnung ist. „Gott einen Ort sichern“, war eines der wichtigen Leitworte von Madeleine Delbrel, die mit ihrer Gemeinschaft im kommunistischen Stadtteil von Ivry, südlich von Paris gewohnt hat.

1. Hier ist ein Ort, um sich aufzurichten

Salomo erhob zur Weihe des ersten Tempels in Jerusalem seine Hände zum Himmel und betete. Sein Gebet ist maßgeblich bis heute. Wir können Gott nicht fassen, ihn nicht „domestizieren“, er ist immer größer als unser Begreifen – dankbar und bedürftig zugleich stehen wir vor ihm, dem Urquell des Lebens. Wer seine leeren Hände zu Gott erhebt, sucht die Verbindung zu ihm und lernt das Loslassen. Leere Hände sind das Gegenteil von verkrampften Händen, die alles in unstillbarer Gier an sich reißen möchten. Mit leeren Händen kann man nicht prahlen. Das Wesentliche, was unser Leben kostbar macht, ist uns geschenkt worden. Dazu gehört die gesamte Schöpfung in ihrer Schönheit und Verletzlichkeit. Die erhobenen leeren Hände sind Ausdruck von Sehnsucht und Zugehörigkeit, so wie Kinder ihre Hände den Eltern entgegenstrecken. Die Mönche, die seit Jahrhunderten hier beten, tun dies für sich und stellvertretend für unzählige Menschen. Diese „spirituelle Arbeit“ ist heilsam in nervöser Zeit. Es ist ein Akt der inneren Ausrichtung, der Dankbarkeit und Klage angesichts der Nöte unserer Zeit. Glaube ist ganz wesentlich Ausdruck von Sehnsucht nach innerer Verbundenheit.

Ungefähr zeitgleich mit dem Beginn der Baugeschichte dieser Abteikirche im spätromanischen Stil hat der berühmte Abt Suger von St. Denis in der Nähe von Paris, wo sich die Grablege der französischen Könige befindet, das theoretische Konzept für die Gotik vorgelegt – und mit dem Neubau des Chors seiner Abteikirche in Stein gegossen. Im gotischen Kirchenraum sollte sich das reine Licht des Himmels mit dem Schlamm der Erde vermählen. Alles sollte „offensichtlich“ vom Licht Gottes durchdrungen und verwandelt werden – totale Transparenz, Durchlässigkeit für Gottes Weisheit und Wirkkraft. Dies war ein bewusster Gegensatz zur Idee der Romanik, die Kirche als Schutzraum und Zufluchtsort konzipierte. Eine größtmögliche Auflösung der Wandflächen ermöglichte die Einsicht in Gottes „Design“, das der gesamten Schöpfung zugrunde liegt, sein Geist, seine Ordnung, seine Maßstäblichkeit. Wer mit erhobenen Armen betet, macht sich und das Leben auf Gott hin und von ihm her „durchsichtig“. Der Mensch geerdet und „gehimmelt“ zugleich.

2. Hier ist ein Ort, um in sich zu gehen

Im Evangelium haben wir von der überraschenden Bitte Jesu gehört, die er an Zachäus, den verhassten Zollpächter, richtet: „Ich muss heute in deinem Haus bleiben!“ Die Perikope ist uns vertraut und dennoch immer Anlass zum Staunen: Gott sehnt sich danach, im Haus des offenkundigen Sünders einzukehren und zu bleiben! Welch eine Umkehrung aller Konzepte von Gottes überlegener Heiligkeit und Weltferne. Kein noch so großes Versagen hindert den

barmherzigen Gott, seine Zuwendung zu zeigen. Und wie? Er lädt sich selbst ein: Ich muss heute zu dir kommen! Es ist ein göttliches „Must“, kein frommer Aufputz, kein spiritueller Dekor, sondern entscheidend für das Heil des Menschen. In der biblischen Erzählung erleben wir Jesus am Tisch dessen, der zwar materiellen Reichtum angehäuft, aber sich selbst entstellt, entfremdet, „verzweigt“ hat. Wie viel Entfremdung schreit nach einem solchen Besuch! Zachäus erfährt die Gnade, trotz allem geliebt zu sein. Ein Besuch mit nachhaltiger Wirkung. Deshalb: Gott in uns einen Ort sichern! „Dem Gebet nichts vorziehen“, wie es an diesem uralten benediktinischen Ort heißt.

Mit Gottes Gegenwart und seinem tröstend-vergebenden Ja gibt es im Herzen des Menschen eine ungeahnte neue Freiheit. Selbstannahme und Selbstliebe sind möglich, weil Gott uns aushält und nicht auf unser Versagen festschreibt. Es ist nicht mehr nötig, vor sich selbst davonzulaufen, sich zu verstellen oder größer darzustellen, um andere zu beeindrucken. Gott, der sich demütig klein macht, um den „kleinen“ Zachäus groß zu machen, wartet darauf, in uns Wohnung nehmen zu können. Er scheut nicht den verschmutzten, durch Lieblosigkeit verengten Raum, er hält die Nicht-Perfektion und das Unaufgeräumte aus. Überrascht hat mich das Verb „bleiben“ – Jesus will nicht nur vorbeischaun, sondern in uns bleiben. Wir brauchen eine neue Innerlichkeit, um uns angesichts der aktuellen Krisencluster mit Geduld und Ausdauer den wesentlichen Fragen zu stellen. Wenn wir ständig „außer uns sind“, werden wir zu getriebenen Opfern einer digitalisierten, durchökonomisierten Welt, die unablässig um unsere Aufmerksamkeit buhlt. Von Gott bewohnt sein!

3. Ein Ort, um sich neu zu verbinden

Wir haben in der zweiten Lesung gehört, dass „in Christus“ der Bau der Kirche, sein Volk, seine Gemeinschaft, ja die ganze Menschheit zusammengehalten wird. Insofern ist dieser heilige Ort ein Campus, um die tragende Verbundenheit unter uns Menschen neu zu lernen. Wir müssen uns angesichts zahlreicher Spannungen bewähren. Ich erwähne nur zwei Polarisierungen: Die Spannung zwischen dem Eigenen und Fremden – lediglich vor dem drohenden Verlust nationaler Identität zu warnen, verstärkt das Misstrauen gegenüber Menschen, die großes Leid zu tragen haben. Niemand verlässt aus Lust und Laune seine Heimat. An zweiter Stelle nenne ich die soziale Spannung zwischen dem Ich und Wir – weder die Überbetonung der Freiheits- und Selbstbestimmungsrechte des Individuums, noch eine Überhöhung des Kollektivs und die Aggression gegenüber Personen und Minderheiten, die nicht dem Mainstream entsprechen, sind eine Lösung. Die Kirche ist ein Ort, um sich über alle menschlichen Grenzen hinweg zu verbinden – um Gemeinschaft in Vielfalt zu lernen. Wenn wir dem Geist Gottes Raum geben, dann haben wir einen Anwalt für das Ich und das Wir.

Papst Franziskus hat uns einen Synodalen Prozess verordnet. Wir sind in vielfacher Weise herausgefordert, das Fremdwort „Synodalität“ mit Leben zu füllen. Gemeint ist eine lebendige Weggemeinschaft, die drei Dimensionen aufweist. Die *spirituelle* Synodalität ist das Wissen um das Mitgehen des Herrn. Denken wir an die fragende und zugleich so tröstliche Weggemeinschaft mit dem Auferstandenen, wie sie im Neuen Testament beschrieben und von vielen Menschen erfahren wird. Jesus an der Seite aller Verunsicherten und Enttäuschten. Die *pastorale* Synodalität meint die ehrliche Bereitschaft, das alltägliche Leben mit den Menschen zu teilen – Freude und Hoffnung, Trauer und Leid. Dieses wirkliche Eintauchen in ein verlässliches Mit-den-Menschen-sein, das auf jeden Machtanspruch verzichtet, macht Kirche verletzlich und angreifbar, aber auch glaubwürdig. Schließlich geht es bei der *strukturellen* Synodalität um Partizipation in Entscheidungsprozessen, um ein neues Miteinander von Laien und Klerikern und Delegation von Leitungsverantwortung.

Abschluss: Der bevorzugte Ort für Gottes Wohnen ist das Herz des Menschen. Das ist sein eigentliches Heiligtum – daneben verblässen alle Kathedralen dieser Welt. Und die tiefste Überzeugung, die wir mit allen Menschen teilen: überall dort, wo die Liebe am Werk ist, „wohnt“ Gott. Ubi Caritas, Deus ibi est.